

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 56.

Berlin, Donnerstag den 11. Mai

1843.

England.

Felicia Hemans und L. E. Landon.

Von Louise von Ploennies.

Ein Vergleich zwischen diesen beiden Dichtern wird jetzt, wo ihre Werke in Deutschland bekannter werden, hoffentlich nicht uninteressant erscheinen. Beide Frauen sind Albions lieberreicher Insel entsprossen, beide sind von ihrer Nation anerkannt und gefeiert worden, beide haben fleckenlos in ihrem Wandel, lebenswürdig in ihrer Erscheinung in diesem Jahrhundert mit uns gelebt und gelitten, beide sind vor wenigen Jahren unserem theilnehmenden Blicke entschwunden. Der dunkle Schleier des Todes, welcher beide interessante Gestalten verhüllte, hat über die letzten Augenblicke der lebenswürdigen Landon einen noch tragischeren Schatten geworfen, welcher in der ersten Zeit, die ihrem frühen Tode folgte, das warme Interesse, welches wir an der Lebenden genommen, zu einer tiefen schmerzlichen Theilnahme für die Todte steigerte. Ja, einen Augenblick erfüllte uns der Wahn, L. E. Landon habe unserem Herzen näher gestanden als Felicia Hemans. Nachdem aber der erste Sturm des Schmerzes vorüber war, trat das klare Gestirn der Felicia Hemans wieder siegend hervor. Die hohe Kraft ihrer Poesie, ihre himmlische Klarheit bringt wie ein heiliger tröstender Strahl in das erschütterte Herz. L. E. Landon war durch die Lebhaftigkeit und Lebenswürdigkeit ihrer Erscheinung ganz geeignet, uns im Leben zu bezaubern. Sie war selbst die anmuthige Repräsentantin der Liebe und Grazie, der Jugend mit all ihrem phantastischen Reiz. Der Zauber und Glanz, den sie auf ihre Dichtungen zu gießen wußte, umfloß sie selbst mit einem reizenden Licht. Sie zog auf der Fluth des Lebens an uns vorüber wie eine graziose rosenumkränzte Barke, umrauscht von Klängen der Harmonie, Liebe und Sehnsucht. Leichte Zephyre schwellten spielend ihre rosenfarbenen Flaggen und schneeweißen Segel, das sie leuchteten wie die Flügel von schwebenden Liebesgöttern. Entzückt folgte ihr unser Auge. Tausend Segenswünsche zogen ihr nach, als sie den Britischen Strand verließ und auf der weiten See unseren Blicken entschwand. Aber noch aus der Ferne klangen wie sehnsüchtige Liebesseufzer über die trennenden Bogen die schönen Klänge ihres Liedes „die Nacht auf der See“:

Der Purpurglanz des Mittags ist entschwunden,
Der auf die Fluth warf königlichen Schein,
Das sie von Tyrus Purpur schien umwunden,
Wenn ihn durchblüht der Glanz der Edelstein.
'S ist Nacht, der Himmel über mir erglühet,
Aus dünnem Nebel zittern bleiche Stern';
Jedoch mein Herz in Schwermuthsträumen fliehet
Zu andern Scenen, ihrem Schimmer fern.
Ihr, meine Freunde fern,
Denkt Ihr an mich? Ich denk' an Euch so gern.

Da erschütterte plötzlich die Schreckensstunde alle Herzen, diese herrliche Erscheinung sey untergegangen in dem furchtbaren Sturm. Auf verschiedene Weise wird das schreckliche Ereigniß, welches ihr den frühen Tod brachte, erzählt, aber in jedem Fall scheint sich die traurige Wahrheit zu bestätigen, daß ihre Lebensfadel gewaltsam gelöst wurde. Nach dem Jenseits, welches einst alle diese Räthsel enthalten wird, wendet sich fragend unser Auge, und bewegt gedenkt unser Herz des schönen Gedichtes der Huldvollen: „der verlorenen Stern“. Aber unsere schmerzlich aufgeregten Gefühle widerlegen die Befürchtung, welche die Dichterin in der letzten Strophe ausspricht:

Bergest'ner schöner Stern der Nacht,
Biel tausend Sterne, hehr,
Glüh'n königlich um Mitternacht,
An Dich denk' Keiner mehr.
Vielleicht ein Säng'ner, der gleich mir
Der Schönheit Tod beweint,
Und dem im Loos, das wurde Dir,
Sein eigenes erscheint.

Für die Erscheinung der Felicia Hemans finde ich kein bezeichnendes irdisches Bild. Wie eine schöne Wolke des Himmels leuchtet sie in dem tiefblauen Aether der Poesie. Höhere Gluthen als die der Erde berühren sie mit verklärtem Lichte. Das Morgen- und Abendroth, diese Lichterscheinungen des Himmels, schmücken sie mit herrlichem Purpur, und die ewigen Gestirne,

Glaube, Liebe und Hoffnung, durchstrahlen ihre reine Brust. Die Thränen ihres heiligen Schmerzes fallen segensreich herab auf die reichen Keime ihrer Poesien, daß sie erwachsen als starke kräftige Zweige, die auf ihr beweinetes Grab einen stillen Schatten gießen. Während die lebenswürdige L. E. Landon mit warmem Herzen an der Erde hängt und ihre glänzenden Erscheinungen mit dem goldenen Rahmen einer reichen Poesie umfaßt, überschaut Felicia wie ein menschengewordener trauernder Engel die Erde. Ihre schönsten Erscheinungen sind für sie nur die Form, in welcher die ewige Liebe sichtbar erscheint. Wohl lebt, liebt und leidet auch sie mit der Menschheit, aber ihre Seele ist von der Erinnerung und Ahnung ihrer schöneren Heimat durchdrungen, und ihre Poesien bilden wie ein schimmernder Regenbogen ihr die Brücke hinüber zu dem von ihr so schön besungenen „besseren Land“. Um diese beiden Bilder anschaulicher zu machen, werde ich mir erlauben, einige Dichtungen der beiden Frauen mitzutheilen, welche, schlagender als alle Vergleiche, ihre verschiedene Tendenz bezeichnen. Vor ungefähr acht Jahren erschien in London eine Reihenfolge von Stahlstichen (Death's doings, nach Holbein), in welchen der Tod unter verschiedenen Situationen als herrschendes Motiv erscheint. Auf einem derselben ist er als Knappe dargestellt, welcher einen Kreuzritter wappnet und ihm den Helm überreicht. Beide Dichtern haben dazu eine poetische Erklärung gegeben. Das Gedicht der Felicia Hemans habe ich in meiner Bricannia mitgetheilt, da es indessen wohl von Interesse ist, die Dichtungen zu vergleichen, so lasse ich es demjenigen der Miss Landon vorangehen.

Der Krieger und der Tod.

Von Felicia Hemans.

Dein Helmbusch weht gar kühn herab dir vom Haupt in stolzer Ruh!
„Ich bin der Fürst vom stillen Grab, und mächtiger als du!
Junger Held! Leb'wohl sag' deiner Dam', ein lang Leb'wohl sag' ihr!
Wie der Morgenthau verweht ihr Gram und bald bist du bei mir!
Wohl steigt dein Schiff durch die wilde Well', dein Ross über Bergeshald';
Doch sie tragen dich zu der Ruhestell', gar eng und still und kalt.“
„War's deine Stimm', die ich hörte, Tod? Bist du so nah mir schon?
Sern ström' ich aus im Morgenroth den Geist in des Sieges Ton,
Wo Banner wallen, Siegesgetön mein sterbend Herz belohnt;
Wo über'm Grab mir Palmen weh'n unter Syriens Horizont.
In der Königshall' schwillt manch ein Herz, wenn von mir der Barde spricht,
Und das Aug' der Liebe weint im Schmerz. — Tod! Tod! dich fürcht' ich nicht!“

„Krieger! du hegst gar stolzen Sinn, doch mir beugt er sich wohl!
Wer sagt dir, daß dein Geist entflieh'n in der Siegesstunde soll?
Vielleicht von deiner tapfern Hand' bist fern, wenn ich erschein';
Vielleicht verschmachtend im Wüstensand, wenn ich dich nenne mein.
Im Heidenthurm drückt vielleicht dich schwere Kettenlast;
Mein Arm oft tief den Röhnen beugt, eh' er ihn führt zur Raß.“
Tod! Tod! es droht ein schwerer Tag, wenn wahr du redest, mir;
Doch auf der Brust das Kreuz ich trag', drum heb' ich nicht vor dir!
Trompeten, klingt! Mich ruft der Schwur für's heil'ge Grab zur Schlacht.
Dem Schluß des Himmels weich' ich nur, o Tod, nicht deiner Macht.

Sehen wir jetzt den Krieger und den Tod von Miss Landon (ungedruckt).

Es schwebte mit dem Morgenwind durchdringend heller Klang,
Trompetenruf das Echo weckt am fernen Bergeshang.
Und ernster wurde manche Stirn' bei diesem Kriegeslaut,
Des Streiters Wange höher glüht, sein Auge stolzer schaut.
Doch andre Wangen wurden bleich und trüb manch holdes Blick;
Das Weib theilt nicht die Kriegeslust, des Mannes wildes Glück.
Bei jenem Ruf, der Ruhmeslust und Schlachtenmuth belebt,
Erbleicht der Rosenmund der Frau — ihr sinkend Herz erbebt.
Stolz schmettert der Trompeten Ton durch Palästina's Land;
Ihr Kreuzritter! hört den Ruf und nehmt das Schwert zur Hand.
Ein Zelt durchdrang er, das allein an der Verschanzung Rand
Bei manchem wilden Rankenstrauch und einer Palme stand.
Den Krieger weckt er und sein Weib. Sein Weib dem Schlachtfeld nah? —
Wenn Liebe sie besetzt, was wagt die schwache Frau nicht da!
Der Kerker und die Krankenstätt' verkünden siegend dir,
Ward ihrem Arm der Muth versagt, das Herz verleiht ihn ihr.

Und dieser Muth hat sie geführt aus dem Provencer Thal,
Wo sie gleich einer Blum' gepflegt im Schlosse der Gemahl.
Aus Heimatträumen hold und traut der Ruf die Weiden weckt,
Der Siegeshoffnung in der Brust des tapfern Ritters weckt.
Und sie verbirgt die heisse Angst, die ihre Brust durchbebt;
Schützt nicht auch heute ihn ihr Flehn, das ihn bis jetzt umschwebt?
Sie wappnet ihn, und zitternd reicht sie ihm die Waffenzier, —
Der Schlacht entgegen strahlt sein Blick, sein Lächeln weilt bei ihr.
Die blaue Schärpe, reich gestickt, um seine Brust sie schlingt,
Da, — welcher graufge Schatten dort den reichen Helm ihm bringt!
Grausamer Schatten, unsichtbar umschwebt ihn dein Gebot,
Dein dunkler Flügel birgt den Pfeil, der Schatten ist der Tod.

Der Abend kam, es glänzt der West nicht in so tiefem Roth
Als jenes Schlachtfeld, das geschmückt so purpurn hat der Tod.
Um Mitternacht der Waffelärm verhallt und Klag' und Weh',
Still ist's, als herrschten Schlaf und Tod auf Erden und in der Höh'.
Krieger und Häuptling sind dahin, wie Sturm verhallt die Schlacht,
Doch hörch! — ein leiser Frauentritt! — wen sucht sie in der Nacht?
S'ist die Provencer Rose, jetzt nicht mehr der Name paßt,
Die Todten rings umher sind nicht so marmorgleich erblaßt.
Weh' ihrem Forsche! bald erkennt sie ihren Ritter bleich;
Ach, jener Schicksalshelm verrieth sein Haupt dem Todesreich.
Ein starrer Blick! — ein lauter Schrei! sie sinkt zu ihm herab,
O Tod! du warst barmherzig hier, hast sie vereint im Grab'.

In dem Gedicht der Felicia Hemans ist der Krieger ganz von der einen heiligen Idee durchdrungen, die ihn voll frommer Ergebung dem Tod entgegen schauen läßt. Hier bei L. E. Landon ist die Liebe das Motiv, welches unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Die heilige Idee tritt vor dem Schmerz dieser Liebe in den Hintergrund. Die Liebe, mit allen ihren Wonnen und Schmerzen, ist das entzückende Element, worin Miss Landon herrscht; ihre innigen entzückenden Liebeslieder sind es, welche ihr den Namen der Britischen Sappho erworben haben.

(Schluß folgt.)

Ueber den jetzigen Zustand der Philosophie in England.

Vom Prof. Beneke.

(Schluß.)

Zu sehr ähnlichen Klagen bietet uns nun auch das Leben Desjenigen Veranlassung dar, welchen wir ihm an die Seite gestellt haben: das Leben des Sir James Mackintosh, wie es uns in der von seinem Sohne herausgegebenen, ausführlichen Lebensbeschreibung *) vorliegt. Derselbe wurde geboren zu Inverness in Schottland d. J. 1765. Sein Vater war ein Capitain, welcher 24 Jahre in der Armee gedient hatte. Aus dem Kollegium zu Aberdeen gebildet, studirte er in Edinburg Medizin (währenddessen war er eine Zeitlang eifriger Brownianer) und ging dann, im Interesse seines Fortkommens, nach London. Ein Antrag, nach Rußland als Arzt zu gehen, zerschlug sich; er verheiratete sich, versuchte an mehreren Orten vergebens, sich als Arzt lebhaft zu machen, und entschloß sich zuletzt, da er überdies niemals zu den Naturwissenschaften besondere Neigung gehabt hatte, sich lieber dem Rechte zu widmen. Zuerst wurde er bekannt, und sogleich hoch berühmt, durch seine Gegenschrift gegen Burke's Reflexions on the French revolution, welche unter dem Titel *Vindiciae Gallicae* im April 1791 erschien, und in der er, in jugendlichem Feuer, für die französische Revolution Partei nahm. Diese Schrift wurde allgemein für die beste unter den gegen Burke erschienenen erklärt und erfuhr rasch hinter einander drei Ausgaben. Mackintosh selbst urtheilte später, daß er sich durch die politische Aufregung des Augenblicks habe verleiten lassen, die Verteidigung weiter zu spannen, als es den Grundsätzen einer gefunden und gemäßigten Politik angemessen gewesen wäre. Enttäuscht überdies durch den Fortgang der französischen Revolution, wurde er nach und nach zu den Ansichten Burke's hinübergeführt, mit welchem er in dessen letzten Lebensjahren in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stand. In diesem Geiste hielt er im Jahre 1799 in Lincoln's Inn Vorlesungen über das Natur- und Völkerrecht, welche von der ganzen höher gebildeten Welt Londons und selbst von den ausgezeichnetsten Staatsmännern (von Lord Holland, Grant, Canning u.) besucht und von den einander entgegenstehenden Parteien mit gleichem Beifall aufgenommen wurden. Nachdem er dann seine Advokatengeschäfte fortgesetzt, auch, in Folge des erworbenen Rufes, viel in dem Hause der Gemeinen gebraucht worden war, entschloß er sich, als Recorder nach Bombay zu gehen (Februar 1804). Auf der Ueberfahrt erlernte er mit Hilfe einer jungen Deutschen, welche er als Erzieherin für seine Töchter angenommen hatte, die Deutsche Sprache und erwarb sich eine bedeutende Gewandtheit im Lesen, nicht nur poetischer, sondern auch philosophischer Schriften. Von hier an liefert seine Biographie theils seine lebhafteste Korrespondenz nach Europa, theils Tagebücher über seine Reisen und insbesondere (mit sehr genauer Ausfüh-

rung) über seine Lektüre. Unter seinen Korrespondenten tritt namentlich Gönz hervor, welcher ihm (Vol. I, p. 297.) im August 1805, acht Tage vor dem Ausbruch der französischen Armee nach Deutschland, unter Anderem die Besorgniß klagt, daß Napoleon sich nicht werde mit ihnen einlassen wollen. „Bonaparte (schreibt er) will keinen neuen Krieg; er hat wohl inne werden müssen, daß selbst im Interesse der Vergrößerung der Friede für ihn vorthafter ist. . . . Manche glauben, daß das Glück und die Größe, der Pomp, die Pracht, welche ihn umgeben, seine Seele zu verweichlichen anfangen, und daß dieselbe schon ihre Spannkraft verloren hat. Andere sind überzeugt, daß seine Unthätigkeit lediglich aus der Berechnung und Ueberzeugung hervorgeht, daß wir, was wir auch thun mögen, ihn doch niemals angreifen werden, wenn er uns nicht angreift.“ In einem späteren Briefe (vom Mai 1806, wo er in Dresden seine Zuflucht gesucht) schickt Gönz seinem Korrespondenten unter Anderem Adam Müller's Vorlesungen über die Deutsche Literatur. „Diesen (schreibt er Vol. I, p. 302) betrachte ich in diesem Augenblick als das erste Genie Deutschlands. Sie werden sehen, daß Kant, Fichte und Schelling schon weit hinter diesem neuen Propheten zurückstehen; die Sache ist die, daß der Kreislauf vollendet ist (!); alle möglichen philosophischen Systeme sind in Deutschland erschöpft während der letzten zwanzig Jahre; und so haben wir das Gleichgewicht wiedergefunden (!).“ Auch bei Mackintosh theilt sich das Interesse zwischen der Politik und der Literatur, in welcher, neben den historischen Werken, vorzüglich die philosophischen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; und es erregt ein eigenes Gefühl, zu lesen, wie er über die ihm aus Deutschland zugeschickten philosophischen Bücher aus Ostindien seinen Freunden in England Bericht erstattet. Am meisten schätzt er freilich die frühere Deutsche Philosophie, und namentlich Garve; dem zunächst Kant; mit den späteren kann er sich wenig befreunden. „Deutschland ist metaphysisch toll“ (Germany is metaphysically mad), hatte er schon im Jahre 1802 gegen Dugald Stewart gesagt (Vol. I, p. 179). In Ostindien liest er unter Anderem Fichte, dessen Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ er von Seiten der darin enthaltenen erhabenen Anschauungen und berechneten Invektiven gegen das System der Selbstsucht lobt, aber eben so entschieden tadelt als „überspannt durch moralischen Fanatismus und entstellt durch Mysticismus“ (Vol. I, p. 333 s.). „Die Deutsche Philosophie unter ihrem jetzigen Führer Schelling (klagt er im Jahre 1805) hat einen Grad von Dunkelheit erreicht, in Vergleich mit welchem die Kantische als heller Mittag zu betrachten ist. Kant setzte ganz Europa in Erstaunen; aber jetzt wird er von seinen Landsleuten verächtlich zurückgesetzt als ein oberflächlicher und populärer Schriftsteller“ (Vol. I, p. 250). „Ihre vaterländische Denk- und Schreibart über diese Gegenstände (so äußert er sich 1806 mit einer scharfsinnigen Vergleichung gegen Gönz) stellt sich jetzt gegen den philosophischen Styl Frankreichs und Englands, und selbst gegen den Garve's und Lessing's, wie die orientalische gegen die occidentalische Poesie“ (Vol. I, p. 304).

Im November 1811 kehrte Mackintosh nach Europa zurück. Auf dem Meere las er unter Anderem Kant's Speculationen über das Schöne und Erhabene, worüber seine Tagebücher Kritiken enthalten. Er trat ins Parlament, von welchem er nun fortwährend Mitglied blieb, ein rüstiger Vorkämpfer der gemäßig- liberalen Partei. Seine Thätigkeit für dasselbe und die ihm gewöhnlichen, hierhin und dorthin abspringenden literarischen Arbeiten wurden nur unterbrochen durch einige Reisen nach Paris, nach der Schweiz etc. und durch die vorübergehende Verwaltung einer Professur des Rechts und der allgemeinen Staatswissenschaft an dem zu Hallebury für die Bildung der Civil-Beamten der Ostindischen Compagnie gestifteten Kollegium. Hier hielt er zu vier verschiedenen Zeiten vier Monate lang Vorlesungen. Für diese Thätigkeit bewahrte er überhaupt immer eine besondere Neigung und war einmal sogar auf dem Punkte, die ihm angetragene Professur der Moralphilosophie zu Edinburg anzunehmen; aber der Antrag traf gerade in die Zeit, wo die Reformfrage mit besonderer Hitze behandelt wurde, und seine Freunde stellten ihm vor, es werde ihm als Beigabe ausgelegt werden, wenn er sie jetzt verließ. So ließ er die Gelegenheit vorübergehen, welche ihn für eine konzentrierte Thätigkeit für die philosophische Forschung gewonnen haben würde: eine Nachgiebigkeit, die er später mehrfach schmerzhaft beklagte. Wenn ihn die beschwerlichen Parlamentsgeschäfte mißgestimmt machten, erwiderte er den Freunden, welche ihn deshalb befragten, er seufze nach der ihm verloren gegangenen Professur (I sigh for my professorship).

Unter Canning's Ministerium wurde er (1827) zum Mitgliede des Geheimen Rathes (Privy Councillor) gemacht. Dessenungeachtet war er in den folgenden Jahren in größerer Ausdehnung und mit mehr Regelmäßigkeit, als jemals früher, schriftstellerisch thätig. Er arbeitete seine „Allgemeine Uebersicht über die Fortschritte der ethischen Philosophie, besonders während des 17ten und des 18ten Jahrhunderts“, welche vor der siebenten Ausgabe der Encyclopaedia Britannica abgedruckt wurde (vollendet im Frühjahr 1830); und um dieselbe Zeit erschien der erste Band der von ihm zur Cabinet Encyclopaedia gelieferten compendiosen und populären „Geschichte von England“. Einen zweiten gab er 1831 heraus; und ein dritter war schon bis zur Regierung der Elisabeth vorgeschritten, als er starb. Auch schrieb er eine „Lebensbeschreibung von Thomas Morus“, und die als Nachlaß erschienene „Geschichte der Revolution von 1688“. Unter dem Whig-Ministerium im ersten Regierungsjahre des vorigen Königs (1830) wurde er zu einem Commissioner für die Indischen Angelegenheiten gemacht: eine Stelle, welche er vor achtzehn Jahren ausgeschlagen hatte. Er starb nach kurzem Unwohlseyn am 30. Mai 1832.

Von seinen Schriften haben wir es hier nur mit der „Geschichte der

*) Memoirs of the life of the Right Honourable Sir James Mackintosh. Edited by his son Robert James Mackintosh, Esq., fellow of New-College, Oxford. In 2 voll. Lond. 1835.

ethischen Philosophie“ zu thun, und selbst in Hinsicht dieser kann es meine Absicht nicht seyn, ihr historisches Verdienst zu würdigen. Was uns interessiert, sind nur die von Mackintosh eingestreuten kritischen Bemerkungen, und inwiefern sich in diesen ein Fortschritt der philosophischen Forschung offenbart. Bemerkungen dieser Art nun sind besonders gegen Brown und gegen Kant gerichtet. An Brown tabelt er mit Recht die Inkonsistenz, daß derselbe, während er allen anderen Vermögen, die man bisher als angeborene gesetzt hatte, den Krieg erklärt und dieselben in einfachere aufzulösen bestrebt gewesen sey, sich an diesem einzigen Punkte ohne Weiteres an der bisherigen Annahme habe genügen lassen. Dies sey augenscheinlich aus dem Vorurtheile zu erklären, als werde die Höhe des Bewusstseins verringert, wenn man dasselbe als ein erst später und aus psychischen Elementen von ganz anderer Art Gewordenes annehme. Dies (bemerkte Mackintosh sehr wahr) ist eben nur ein Vorurtheil: das Gewissen würde, auch wenn sich diese Annahme als richtig zeigte, von seiner Ehrwürdigkeit und seinem Ansehen nicht das Mindeste verlieren: und es fragt sich also allein, ob wir, in Folge der Unmöglichkeit, dasselbe zu zerlegen, zu der Nothwendigkeit gedrängt werden, es schon als ursprünglich fertig gegeben und keiner weiteren Erklärung fähig zu setzen; wobei jedoch (wie Mackintosh hinzusetzt) auf den Umstand, daß bis jetzt noch keine genügende Erklärung dafür aufgefunden wäre, nicht viel zu geben seyn würde: indem uns ja so viele analoge Fälle vorliegen, wo das lange Zeit hindurch vergebens Gesuchte bei genauerer Beobachtung und geduldigerem Nachdenken dennoch gefunden worden ist.

Ähnlich äußert sich Mackintosh auch gegen Kant. Nachdem er hier zuerst mit vollem Rechte getabelt hat, daß das von Kant als moralische Norm Aufgestellte, die praktische Vernunft, mehr mit den intellektuellen Kräften als mit den Empfindungen und Gefühlen gemeinsam habe, kommt er zu dem in Frage stehenden Punkte. „Der Charakter und die Würde des menschlichen Geschlechts (bemerkte er“) mit großem Scharfsinn) sind gewiß nicht von dem Zustande abhängig, in welchem die Menschen geboren werden, sondern von demjenigen, welchen sie sämmtlich zu erreichen oder dem sie sich doch anzunähern bestimmt und geeignet sind. Niemand wird diese Bemerkung in Abrede stellen, wenn es sich um die intellektuellen Fähigkeiten handelt. Das Kind kommt in die Welt unverstündig und unwissend; aber die große Mehrzahl der Menschen erwirbt eine gewisse Stärke der Vernunft und Ausdehnung der Erkenntniß. Eben so nun wird, genau genommen, das menschliche Kind weder selbstfüchtig noch wohlwollend geboren; aber der größere Theil der Menschen bildet in sich gewisse im voraus sorgende Interessen für ihr eigenes Wohlergehen und eine wahrscheinlich nicht geringere Anzahl wohlwollende Gesinnungen gegen Andere aus. Auch nach unserer Theorie also ist, eben so wie nach der von Kant, die menschliche Natur uneigennütziger Empfindungen fähig. Auch wir geben ja zu und behaupten, daß unser moralisches Vermögen ein nothwendiger Theil der menschlichen Natur ist — daß dasselbe, ganz allgemein, in allen Menschen existirt — daß wir überhaupt kein moralisches Wesen denken können ohne Eigenschaften, die entweder gleicher Art sind oder doch die gleichen Wirkungen hervorbringen. Auch nach unserer Theorie wird das moralische Gesetz angesehen als nothwendig von gleichem Umfange mit der menschlichen und selbst mit der moralischen Natur. In welchem anderen Sinne kann Allgemeinheit (Universality) von irgend einem nicht geradezu identischen Satze behauptet werden? Was berechtigt uns, als Grundcharakter des Bewusstseins ohne Weiteres ein Nicht-Gebildet- und Nicht-Abgeleitet-seyn vorauszusetzen? Und welchen wesentlichen Punkt hat diese letztere Theorie vor derjenigen voraus, welche ein nach bestimmten Gesetzen erfolgendes, bei allen Menschen gleiches Gebildet-werden der moralischen Norm behauptet?“

Die Natur des für diesen zweiten großen Haupttheil der Philosophie vorliegenden Problems ist hier mit so ausgezeichnete Klarheit und Bestimmtheit gefaßt, und was Mackintosh im weiteren Verfolge bruchstückartig zur Lösung desselben beibringt, zeugt von so vielem Scharfsinn und richtiger Auffassung, daß wir eben so, und selbst noch mehr, als bei Brown, bedauern müssen, daß ihm das Geschick ver sagt hat, den erkannten Weg mit gesammelter Kraft weiter zu verfolgen. Jedensfalls aber erhellt aus dem Beigebrachten, daß auch in diesem Haupttheile die Engländer den wahren Fortschritten der philosophischen Erkenntniß keinesweges ganz fremd geblieben und sehr wohl vorbereitet sind, die in Folge der Reform der Psychologie bei uns möglich gewordenen tieferen Aufklärungen anzunehmen. So bereitet sich denn der Zeitraum vor, wo die philosophischen Forscher der beiden Völker, welche von jeher entschieden am meisten für die Philosophie geleistet haben, dem für diese gesteckten großen Ziele in derselben Richtung und mit gegenseitiger Förderung zustreben werden.

Das Verdienst, diesen Umschwung herbeigeführt zu haben, durch welchen, wie früher die Astronomie, die Physik, die Chemie, so jetzt auch die Psychologie und mit ihr die übrigen philosophischen Wissenschaften zur Konsolidirung und zur Stätigkeit des Fortschrittes gelangt sind, ist zwischen beiden Völkern getheilt. Den Engländern gebührt der große Ruhm, daß sie, seit Locke, für alle Zweige der Philosophie die richtige Methode, die Begründung auf innere Erfahrung, im Allgemeinen unverrückt festgehalten haben. Aber um dies thun zu können, haben sie die tiefer liegenden Probleme ungelöst lassen müssen: indem die Locksche Psychologie zu sehr auf der Oberfläche der Erscheinungen geblieben war, als daß aus ihr deren Lösung hätte gewonnen werden können. Bei uns in Deutschland ist größtentheils das

Entgegengesetzte geschehen. Uns war es viel zu sehr um die tieferen metaphysischen, moralischen, religionsphilosophischen Probleme zu thun, als daß wir sie in jener Weise hätten zur Seite schieben sollen. Bei uns also ist, umgekehrt, die richtige Methode zum Opfer gebracht worden, um durch die alte scholastische (die Construction a priori der Erfahrung, aus allgemeinen Begriffen) für jene Probleme wenigstens den Schein von Lösungen zu gewinnen. Jetzt aber sind wir, durch die bei uns eingetretene Reform der Psychologie, in den Stand gesetzt, mit Vermeidung von beiderlei Opfern, den vorliegenden Aufgaben in jeder Hinsicht zu genügen. Die Psychologie ist ganz in die Reihe der Naturwissenschaften getreten, und mit so tiefgehender Zergliederung und Erfassung der Phänomene, daß sie es nicht nur den übrigen Naturwissenschaften gleich thun, sondern selbst in den wichtigsten Beziehungen weit Vorzüglischeres leisten kann; und sie hat bereits durch die auf ihrer Grundlage ausgeführten Bearbeitungen der Logik, der Moral, der Pädagogik den Beweis geführt, daß das von ihr ausgehende Licht stark genug ist, um selbst diejenigen psychischen Entwicklungen, welche sonst als die dunkelsten und geheimnißvollsten erschienen, mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervortreten zu lassen, welche allen Anforderungen, wie für die Erkenntniß, so auch für die reichste und fruchtbarste praktische Anwendung genügen. So sind wir denn jetzt im Stande, den Engländern unsere Schuld hundertfach abzutragen; und es kommt nur darauf an, daß sie, unter den bezeichneten anderweitigen Bestrebungen und hemmenden Verwickelungen, Freiheit des Geistes und Interesse genug gewinnen, um diese Abtragung in Empfang zu nehmen und für sich fruchtbar zu machen.

Frankreich.

Die neue Tragödie „Lucretia“, von Ponsard.

Wie sehr die Franzosen der extravaganteren Productionen, die ihnen im Drama, namentlich von Victor Hugo, in neuerer Zeit geboten worden, überdrüssig sind und sich wieder nach einfacher, ungekünstelter, tragischer Wirkung zurücksehnen, zeigt der Enthusiasmus, womit jüngst das Werk eines bisher unbekanntem jungen Dichters aus der Provinz aufgenommen worden ist. Denn nur diese Sehnsucht, diese Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen der tragischen Bühne kann zum Theil wenigstens jenen außerordentlichen Beifall erklären. Es behandelt dieses Werk die Geschichte jener Lucretia, nach deren heldenmüthiger Selbstaufopferung das alte Rom von der Herrschaft der Tarquinier befreit wurde. Dieser Stoff ist gewiß tragisch genug und verdiente wohl einmal, dramatisch behandelt zu werden, wiewohl sich Zweifel dagegen erheben lassen, ob er, so unverändert gelassen, wie ihn die Geschichte giebt, für eine dramatische Behandlung sich eignet. Unser Dichter aber hat sich ganz treu an die Geschichte und ihre einzelnen Momente gehalten, wie sie Livius so schön und beredt erzählt; er beginnt wie dieser mit dem Besuch des Brutus, der jungen Tarquinier und des Collatin bei der Gattin des Letzteren und schließt mit der Vertreibung der Könige. Nur ein Verhältniß, eine Verwickelung, die aber nur nebenher spielt und höchstens der Haupthandlung zur Follie dient, hat der Dichter selbst hinzugefügt, ohne sie in der Geschichte zu finden: er hat nämlich der keuschen Lucretia ein unfittliches Weib gegenübergestellt in der Gattin des Brutus, Tullia, und zwischen dieser und dem jungen Tarquinius ein vorübergehendes Liebesverhältniß angeknüpft. Dies ist die einzige Schöpfung, die der Phantasie des Dichters selbst angehört; alles Uebrige ist rein historisch gehalten. Die neue Erscheinung ist interessant genug, um eine nähere Betrachtung zu verdienen, und wir theilen daher ein kurzes Résumé des Ganges der Handlung mit. Der erste Akt spielt im Hause der Lucretia im Städtchen Collatia. Lucretia sitzt wie Penelope von ihren Frauen umgeben mit dem Spinnrocken in der Hand, wie es einer sittsamen, fleißigen Hausfrau zukommt. Ihre Amme Laodice ist bei ihr; diese ängstigt sich ob der Nachwachen und des strengen Fleißes ihrer Herrin; sie rath ihr ein wenig Ruhe und Zerstreuung. Warum sollte sie es nicht den anderen jungen Römischen Damen nachthun, welche Tanz und Vergnügen in ihre Wohnung rufen? Nein, sagt Lucretia, mein Mann kämpft als guter Römischer Soldat und kommandirt im Lager; ich muß hier kommandiren:

La vertu qui convient aux mères de famille,
C'est d'être la première à manier l'aiguille,
La plus industrieuse à filer la toison,
A préparer l'habit propre à chaque raison:
Afin que, revenant au foyer domestique,
Le guerrier puisse mettre une blanche tunique,
Et rendre grâce aux dieux de trouver sur le seuil
Une femme soigneuse et qui lui fasse accueil.

Aber die Amme giebt nicht nach; sie ist schlau und weiß, wie man das Herz der Frauen lenken muß. Nehmt Euch in Acht, sagt sie zu Lucretia: „Im Schlaf gedeiht die Schönheit des Gesichts, die Schlaflosigkeit läßt ihre Spuren darauf zurück. Leicht könnte Euer Gatte bei seiner Rückkehr Euch weniger schön als beim Abschied finden.“ Auf jede andere Frau als Lucretia würde dies Argument Eindruck machen, sie aber antwortet:

... belle qui prend l'aiguille de Minerve,
Minerve, applaudissant, l'appuie et la préserve;
Le travail, il est vrai, peut ternir ma beauté:
Mais rien ne ternira mon honneur respecté:
Et si je dois choisir, injure pour injure,
La ride au front sied mieux qu'au nom la flétrissure.

Es folgt nun die zweite Scene; die drei Söhne des Tarquinius mit Brutus und Collatinus kommen zu Lucretia; es wird die Wette, die sie im

*) Dissertation on the progress of ethical philosophy, chiefly during the seventeenth and eighteenth centuries, with a preface by Will. Whewell, Edinb. 1836, p. 390 s.

Lager von Ardea in Bezug auf die Tugend ihrer Frauen gemacht, mitgeteilt, und wie sie sich überzeugt, daß in der That Lucretia allein die Palme verdiene. Legiere, als sie einen Augenblick mit Brutus allein ist, giebt diesem zu verstehen, daß sie unter der Hülle seiner erbeuchelten Stupidität den großen Geist in ihm erkannt habe, und spornet ihn zugleich an, sich und das Vaterland vom Joch der Tarquinier zu befreien. Als die Anderen dann zurückkehren, beginnen die Tarquinier, namentlich Sextus, den Brutus aufzuziehen, und zum Beweise seiner Dummheit wird die bekannte Geschichte von der Art erzählt, wie er das delphische Orakel, derjenige unter ihnen werde in Rom herrschen, der bei der Rückkehr seine Mutter zuerst küsse, verstanden und angewendet habe. So schließt der erste Akt. Der zweite spielt im Hause des Brutus und der Tullia. Jener bespricht zuerst mit seinem späteren Mitkonsul Valerius Publicola, welche Verfassung er Rom nach Abschaffung der Königsheerrschaft zu geben gedenke. Sodann folgt eine Scene, die uns das Verhältniß zwischen Tullia und Sextus Tarquinius darstellt. Sextus ist der Tullia müde, Lucretia hat ihn ganz gefangen genommen, und als die eifersüchtige Tullia ihm Vorwürfe macht, rühmt er die Tugend jener erstieren und verläßt sie dann, nachdem er über ihre Drohungen und ihren Schmerz gespottet. Dies Alles geschieht in Brutus' Gegenwart, der dann seiner Gattin edle und rührende Vorwürfe macht und ihr zuletzt den Rath giebt, seiner und ihrer Schande durch ihre Selbstbestrafung ein Ende zu machen. Tullia erschrickt; doch eben ruft man sie zu einem glänzenden Feste, und sie eilt, ihre Gewissenbisse und ihre Eifersucht im Rausch der Orgie zu begraben. Der dritte Akt führt uns in das Haus des Sextus, der hier als vollkommener Don Juan dargestellt wird. Tullia kommt zu ihm; sie sucht noch einmal das Herz ihres Geliebten zu rühren, aber eben dies erregt den flatterhaften Sextus, und sie brechen gänzlich mit einander. Zuletzt erscheint noch die Sibylle von Cumä und bringt dem Sextus ihre neun Bücher, deren Preis ihm zu theuer ist. Man sieht, der Verfasser hat Alles, was die Geschichte aus jener Zeit erzählt, in sein Werk einzuflechten gesucht, welches überhaupt an mehreren Stellen antiquarische Studien und eine vertraute Bekanntschaft mit dem antiken Leben verräth. Der vierte Akt führt uns wieder in das Haus der Lucretia; er bereitet die Katastrophe vor. Wir finden sie wieder bei der Arbeit von ihren Frauen umgeben; aber diesmal ist sie traurig und gedankenvoll. Unglückliche Vorzeichen ängstigen sie; sie befragt ihre Amme hierüber. — Eine Hündin hat die ganze Nacht hindurch geheult: das ist ein Todeszeichen; der Wind hat wie eine menschliche Stimme geseufzt: das ist ein Zeichen der Trauer; obgleich mitten im Winter, hat ein rother Bliz den Himmel erhellt: das ist ein Zeichen von Blut. Dazu kommt noch, daß Lucretia selbst einen schrecklichen Traum gehabt hat, in welchem sie einem Opfer beizuhönte: nicht das Blut der Stiere will ich, sagte der Opferer, sondern das Blut einer Frau. Auf einmal schießt eine Schlange empor, umschlingt Lucretia und zerreißt sie.

O prodige nouveau! les gouttes ruisselantes
 Qui coulaient de mon coeur sur ces pierres sanglantes,
 Enfantalent en tombant de nombreux bataillons,
 Plus serrés qu'on ne voit les blés dans les sillons;
 Et tout ces combats dont l'air était superbe
 Portaient pour leur enseigne, au lieu de falceaux d'herbe,
 Une pique d'airain avec un aigle d'or
 Qui menaçait le sud, l'est, l'ouest et le nord.

Die Amme, um Lucretia zu zerstreuen, befehlt der Skavin, zu singen; aber die Skavin findet auf ihrer Laute nur schwermüthige Löhne; so ist Alles verstimmt in diesem unschuldigen Hause, als Sextus ankommt. Er erklärt ihr seine Liebe; Lucretia weist ihn mit Verachtung ab und zieht sich zurück. Sextus, von Verzweiflung, Stolz und Leidenschaft hingeworfen, entschließt sich zum letzten Attentat. Im fünften Akt erscheinen Collatin und seine Freunde auf Lucretia's Besuch bei ihr: sie erzählt das Verbrechen, fordert zur Rache auf und erklärt zugleich ihren Entschluß, nicht länger zu leben. Vergebens trösten sie die Männer und sprechen sie von jeder Schuld frei; auch sie spricht sich von der Schuld, aber nicht von der Strafe frei: nie solle eine Frau, um ihre Ehre zu überleben, sich auf Lucretia's Beispiel berufen können. So stirbt sie, und mit ihrem Tode ist das Signal zum Aufstand gegeben, mit dem das Stück schließt. Auch Tullia hat inzwischen den Rath ihres Gatten befolgt und sich geopfert.

Dies wäre der Inhalt des Stückes; man könnte es mit Recht bezweifeln, ob dieser Inhalt ein passendes Sujet für ein Drama abgebe, insofern keine Handlung der Hauptpersonen oder wenigstens derjenigen, nach der das Stück benannt ist, den Mittelpunkt desselben bildet. Wir wollen uns deutlicher erklären. Zu einem Drama gehört eine freie Handlung, durch die das Individuum in Kollision mit der Außenwelt oder mit gewissen substantiellen Mächten des Lebens geräth und so eine Reaction derselben hervorruft, oder: dramatisch ist eine freie Handlung, die für das handelnde Individuum gewisse Folgen nach sich zieht, die es nicht mehr zu beherrschen vermag. Eine solche Handlung scheint in unserem Stücke zu fehlen. Die Hauptpersonen desselben sind Lucretia, Brutus, Sextus und Tullia. Von diesen begehrt nur der einzige Sextus eine freie That, durch die er den Sturz seiner Familie herbeiführt. Aber Sextus ist keinesweges die interessanteste Person des Stückes: Lucretia und Brutus interessieren uns wenigstens historisch viel mehr. Aber was thun sie, um auf der Bühne dieses Interesse hervorzurufen? Hier kommt es auf wirkliche Thaten an, die sie vor unseren Augen begehen müssen und durch die sie die Verwicklung erzeugen. Lucretia verhält sich durchaus passiv. Man kann ihren tugendhaften Widerstand gegen die Zumuthungen des jungen Tarquinius

nicht als eine That anführen: denn erstens darf sie nach den Drohungen, womit er sie schreckt, nicht einmal widerstehen, oder höchstens eben nur passiv, und zweitens tritt sie durch diesen passiven Widerstand in keine Kollision. Sie dürfte das Faktum nur verschweigen, und es würde Alles ohne Folgen vorübergehen. Auch bei ihrem Tode scheint sie ganz passiv zu seyn; was hat sie gethan, um diesen Tod zu verdienen? Nichts, sie stirbt durchaus schullos. Aufigone stirbt, nachdem sie eine That begangen, von der sie im voraus wußte, daß sie dafür sterben müsse; sie hat also in gewisser Beziehung diesen Tod verdient. Aber von Lucretia ist eine solche That nicht nachzuweisen; wo ist also hier das Dramatische? Wenn diese Einwände beim ersten Anblick etwas für sich haben, so sind sie doch bei tieferer Betrachtung nicht stichhaltig. Allerdings haben wir auch hier etwas Dramatisches oder eine Handlung, und zwar besteht diese theils darin, daß sie eben' das Verbrechen nicht verschweigt, doch mehr aber in dem freien Entschluß, sich zu tödten. Dieser Entschluß und die ihm entsprechende That gehört ganz ihrem freien Willen an und geht aus der Ueberzeugung hervor, daß sie nach ihrer obwohl gewaltsamen Entehrung eben nicht länger mit Ehren existiren könne. Doch wird man fragen, wenn eben der Tod ihre That ist, welches sind die Folgen derselben für das handelnde Individuum? Darauf ist ganz einfach zu erwidern: That und Folgen fallen hier untrennbar zusammen. Lucretia handelt so gut wie Antigone oder irgend ein anderer Held eines Drama's mit freiem Willen, von ihren eigenen inneren Motiven, welches hier die Begriffe beleidigter Frauenehre sind, geleitet, und eben weil sie so handelt, muß sie sterben. So drängt sich freilich das eigentliche dramatische Interesse in diesen einfachen Knoten der Katastrophe zusammen, und diese Einfachheit des Stoffs, der sich nicht in eine reichere, vielseitigere Verwicklung ausbreitet, mag vielleicht schon frühere Dichter von seiner Bearbeitung abgeschreckt haben. Doch wie dem auch seyn mag: das Hauptverdienst des Herrn Ponsard besteht, da er selbst nichts oder nur sehr wenig Eigenes zur Geschichte hinzugefügt hat, in der schönen poetischen Sprache, die das Ganze durchzieht und die den echten Dichter nicht verkennen läßt; dies, so wie die durch und durch sittliche Haltung des Ganzen und, wie schon oben gesagt, der Ueberdruß an den gespreizten Nachwerken der romantischen Schule haben wohl der neuen Tragödie vorzüglich jenen ungetheilten Beifall erworben. Eine tiefere dramatische Schöpfungskraft hatte der Verfasser hier noch nicht Gelegenheit zu entwickeln. Ob also der Auspruch, den Lamartine gethan haben soll: „Endlich ist der Nation ein dramatischer Dichter geboren“, nicht zu viel enthält, muß noch die Zukunft bewähren.

Mannigfaltiges.

— Literarische Doppelgänger. Es ist ein merkwürdiges und vielleicht nicht allgemein bekanntes Faktum, daß es vor den berühmten Verfasser von „Raimon“, den „Freuden des Gedächtnisses“ und dem „Sabbath“ drei Dichter mit den Namen Walter Scott, Samuel Rogers und James Graham gegeben hat. Proben von ihren Werken findet man in Southey's „Later English poets“, und alle drei lebten (wir können nicht sagen: blühten) zwischen dem Ende des 17ten und dem des 18ten Jahrhunderts, — in der dürren Zeit der Englischen Poesie. Walter Scott war der Verfasser der „History of the Right Honourable Name of Scott“, die von seinem berühmten Landsmanne, Sir Walter, oft citirt wird; seine Verse sind jedoch sehr schwach. Samuel Rogers war ein Geistlicher und gab 1782 zwei Bände gewöhnlicher Briefe heraus; sie fielen gerade in dieselbe Zeit, als sein berühmter Namensvetter sein erstes Werk „Epistle to a Friend“ schrieb. James Graham der Erste war ein Schotte, wie der Verfasser des „Sabbath“, und seine sämmtlichen Werke findet man in Dr. Anderson's „Collection of Poets“. Als eine Probe derselben wählen wir folgende Stelle, die freilich nicht zu den schönsten gehört, die aber dennoch einen deutlichen Beweis von seinem poetischen Geschmack giebt. Obgleich viele seiner Verse besser sind, als die unten angeführten, so wagen wir doch zu behaupten, daß sie nie wieder werden gelesen werden. Der Dichter läßt im Himmel die Frage aufwerfen, wie man die ausgezeichnete Tugend des Archibald Hamilton belohnen solle:

Soll jetzt er schon, der Erdenaual entnommen,
 In unsers Himmels heitre Räume kommen?
 Soll erst vielleicht er unten noch auf Erden
 Mit einer edlen Maid verbunden werden?
 Beschlossen ward's. Wer spricht dem Urtheil hohn? —
 „Fräulein Dinwiddie sey sein sel'ger Lohn!“ *)

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Natur sich in ihren Lehrjahren an diesen drei geistlosen Männern Walter Scott, Samuel Rogers und James Graham versucht hat, ehe sie solche Dichter wie Sir Walter, den ehrwürdigen Samuel Rogers und den zu wenig bekannten, aber originellen Dichter James Graham schuf.

*) Da die Uebersetzung dieser Stelle nicht als ganz wörtlich zu betrachten ist, so geben wir den Originaltext zum Visten und tragen vielleicht hierdurch bei, daß sein Andenken nicht ganz verloren geht:

Shall he at once our happy mansion tread,
 From life's low cares and flesh's fetters freed?
 Or rather with some kindred spirit know
 All that he conceived of heaven below?
 'Tis fix'd; and who shall question Heaven's award?
 „Be Miss Dinwiddie his divine reward!“